

Ein Heimerzieher und Supervisor mit langer Berufserfahrung schaut zurück

# Ist die Sozialpädagogik heute zu sehr theoretisch statt praxisnah?

**Woran mangelt es der Sozialpädagogik und der Sozialpädagogikausbildung? Was war früher besser? Was hat sich zum Guten verändert? Nach 47 Jahren als Sozialpädagoge, Heimleiter und Supervisor schaut unser Autor zurück – mit kritischem Blick und grundsätzlichen Fragen.**

Von René H. Bartl\*

«Das Leben eines Menschen besteht aus vielen Geschichten, Geschichten, aus denen andere lernen können. Aber nur, wenn man sie erzählt!» Mir ist der Autor oder die Autorin dieser Zeilen nicht bekannt. In ihnen aber steckt eine wichtige Wahrheit. Darum erzähle ich hier meine Geschichte und die Geschichten, wie ich Heimerzieher wurde und was dies aus mir machte. Aufgewachsen bin ich in einer «Grundschichtfamilie». Meine Kindheit und Jugend habe ich zeitweise im Basler Armenviertel verbracht, in Notwohnungen auf dem Gaswerkareal beim Rheinhafen. Mitverdienen musste ich ab dem 12. Lebensjahr. Nach acht Schuljahren, einer Lehre und Berufszeit als Möbel- und Bauschreiner, als Verkaufsleiter und Taxichauffeur habe ich mich 1975, 26-jährig, dazu entschieden, Heimerzieher zu werden. Motiviert hat mich meine eigene Familien- und Lebensgeschichte. Darum soll hier etwas ausgeholt werden:

\*René H. Bartl, 72, war nach einer Ausbildung zum Möbel- und Bauschreiner Heimerzieher, Erziehungs- und Heimleiter. Nach einer Ausbildung am Institut für angewandte Psychologie arbeitete er als Supervisor und gründete die Einzelfirma BüroBartlBeratungen (BBB), die bis heute Beratungen in Krisensituationen anbietet.

Im Jahr 1931 wurden meinen Grosseltern am selben Tag und ohne Voranmeldung acht Kinder – halb- bis 15-jährig, als ältestes Kind meine Mutter – weggenommen. Sie wurden einzeln verdingt, in Pflegefamilien oder in Heimen fremdplatziert. In den Augen der damaligen Behörden galten die Eltern als unfähig und nichtsnutz. Meine Mutter hat mir und meinen vier Geschwistern alles gegeben, was sie konnte. Und als gelerntes Dienstmädchen und Glätterin hat sie immer viel gearbeitet. Nur die selbst nie erhaltene Mutterliebe hat sie nicht weitergeben können. Sie war minderjährig von ihrem Pflegevater geschwängert worden. Das Kind hat sie nach der Geburt nicht zu Gesicht bekommen. Der kleine Bub wurde auf einem Bauernhof platziert und später als Knecht verdingt. Meine Mutter lernte diesen Sohn erst kennen, als er 41 Jahre alt war.

## Man benötigte noch keine Matur

Motiviert, Heimerzieher zu werden, hat mich also die eigene Familien- und Lebensgeschichte, aber auch der Wunsch, Kinder und Jugendliche auf dem Weg in eine eigene Zukunft zu begleiten. Bei einem Psychologen habe ich die Ernsthaftigkeit meines Wunsches sowie meine intellektuelle Befähigung dazu abklären lassen. Sein ungeschönter Bericht verhalf mir zur ersten Praktikantenanstellung.

Damals wurde man noch Heimerzieher und nicht wie heute Sozialpädagoge genannt. Man ging in Basel entweder berufsbegleitend (Baheba) oder ganztags (Hoferschule) in eine Heimerzieherschule. Man war Schülerin oder Schüler und benötigte keine Matura. Für die Aufnahme genügten eine abgeschlossene Berufslehre und/oder die Lebenserfahrung. Beim Einzelaufnahmegerespräch fragte mich der Prüfungsexperte, ob ich denke, dass mein Schulsack ausreiche, um die Ausbildung erfolgreich abschliessen zu können. Ich war zuerst wütend über diese Frage. Aus heutiger Sicht bin ich dafür dankbar. Der Experte hat mich derart herausgefordert, dass ich beweisen

wollte, was ich kann. Mein steter Wille, Herausforderungen anzunehmen, wurde während all meiner Lebens- und Berufs-jahre zu meiner stärksten Kraft. Anfangs verstand ich vieles nicht, was an der Heimerzieherschule doziert wurde. Bei Fremdwörtern war ich lange auf den Duden angewiesen. Es dauerte seine Zeit, bis ich wagte, Fragen zu stellen. Doch ich merkte, dass meine Klassenkameraden und -kameradinnen darüber sehr froh waren. Diese Erfahrung hat mich dazu bewegt, später in allen Gesprächen mit Kindern, Jugendlichen und deren Eltern eine einfache und klare Sprache zu sprechen. Fremdwörter benutze ich prinzipiell nur in Fachkreisen.

#### **Kritische Auseinandersetzung mit dem Heimwesen**

Die siebziger Jahre waren die Zeit nach der sogenannten Heimkampagne. Man begann, sich mit dem Fehlverhalten in den Erziehungsanstalten zu beschäftigen. Man dachte über Verding- und Waisenkinder nach, die oft als billige Arbeitskräfte eingesetzt und missbraucht statt liebevoll erzogen wurden. Die bisherigen Erziehungsmethoden waren bereits aus damaliger Sicht oft inakzeptabel und richteten mehr Schaden an, als dass sie zum Wohl der Kinder und Jugendlichen beitrugen. In der Heimerziehung begann man, den Kindern und Jugendlichen mehr Beachtung und Sorgfalt anzugehen.

Was mich an dieser Trendwende aber zunehmend beschäftigte, war die Tendenz, dass auf zu vielen pädagogischen Handlungsfeldern immer mehr Theorien und Modelle entwickelt und gelehrt wurden. Sei es an den Ausbildungsstätten oder in den Institutionen. Heute aktuelle Methoden nennen sich «KOSS» (Kompetenzorientierte Arbeit in stationären Settings), «KOPP» (Kompetenzorientierte Platzierung in Pflegefamilien), «KOFA» (Kompetenz- und risikoorientierte Arbeit mit Familien) etc. Auch wenn diese Modelle und Methoden inhaltlich sicherlich sehr durchdacht und in bestimmten Situationen hilfreich sind, frage ich mich doch, wie diese in der Praxis effektiv umgesetzt werden können – und vor allem, wie sie dem einzelnen Kind oder Jugendlichen für die Alltagsgestaltung dienen. Heute neigt man dazu, verständliche Begriffe zu komplizieren und der allgemeinen Verständlichkeit zu entziehen. Dass «Erziehungsanstalten» in «Heime» oder «Schulheime» umbenannt wurden, ist richtig. Dass Kinder früher «Zöglinge», «Insassen» oder «Heimkinder» genannt wurden, war sehr despektierlich. Bezeichnungen wie «fremdplatziert» oder ähnliche Begriffe weisen aber zur Realität hin und sind nicht verletzend.

Wichtig war für mich immer das Bewusstsein, dass Kinder für ihre gute Entwicklung Geborgenheit, Liebe und Zärtlichkeit erhalten müssen. Was ich darunter verstehe:

- Geborgenheit ist die liebevolle, lange und zuverlässige Beziehung. Kinder oder Jugendliche werden in ihrem Wesen verstanden und als das erkannt, was sie sind. Das Kind oder die Jugendlichen müssen sich sicher fühlen. In keiner Weise darf ein Kind oder ein jugendlicher Mensch psychisch, seelisch oder physisch ausgenutzt werden. Kinder und Jugendliche müssen sich in ihrem nicht selbst gewählten «Nest» geborgen fühlen.
- Liebe bedeutet, Wärme zu spüren und zu erfahren und unter allen Umständen mit Würde und Respekt behandelt zu

werden. Die Würde eines Kindes oder der Jugendlichen ist unantastbar, egal, was immer diese getan haben und wie sie sich verhalten. Ein Kind oder ein jugendlicher Mensch muss wissen, dass das Bedürfnis nach Liebe nie ausgenutzt und die Liebe nur zu seinem Gewinn gegeben wird. Einen Menschen von sich abhängig zu machen, zerstört den Weg zur selbstbestimmten Persönlichkeit und hat nichts mit Liebe zu tun.

- Zärtlichkeit bedeutet, dass ein Kind oder ein jugendlicher Mensch auch einmal in den Arm genommen werden darf, wenn dieses Bedürfnis verbal oder nonverbal geäussert wird. Angst und das Gefühl, verlassen worden zu sein, verstärkt die Suche nach Anerkennung, Nähe und Zärtlichkeit. In diesem Sinn stellt sie ein Risiko dar, falschen Personen zu vertrauen. Das Kind oder die Jugendlichen müssen Nein sagen können und dabei akzeptiert werden. Damit Kinder oder Jugendliche bei sich erkennen können, was Zärtlichkeit bedeutet und dass Zärtlichkeit ihnen zusteht, müssen sie ein unbefangenes Erleben aus ihrem nächsten Umfeld erfahren können.

Ich gehe davon aus, dass Kinder und Jugendliche in sozialen Institutionen im Kern ihres Wesens immer schon dieselben Bedürfnisse hatten und auch künftig haben werden. Um

sich zu selbstbestimmten und selbstbewussten Menschen entwickeln zu können, wünschen sie sich ein wohlwollendes Umfeld, das ihnen Freiräume, Verständnis und Anerkennung zukommen lässt. Fremdplatzierte Kinder und Jugendliche mussten – aus welchem Grund auch immer – das eigene Nest verlassen und bedürfen darum besonders sorgfältiger Begleitung.

Mir stellen sich in diesem Zusammenhang ganz grundsätzliche Fragen:

- Was hat sich bezüglich der Ausbildung in welche Richtung verändert? Heimerzieherschulen sind heute Höhere Fachschulen oder Fachhochschulen. Lehrbeauftragte sind Professorinnen und Professoren. Studieren kann man Sozialpädagogik auch an Universitäten. Schülerinnen und Schüler sind heute Studentinnen und Studenten. Heimerzieher sind Sozialpädagogen mit eidgenössischen Diplomen. Viele davon haben eine Matura. Nur wenige Ausbildungsstätten bieten Menschen mit tieferem Bildungsstand und Spätberufenen einen Zutritt zur Ausbildung als Sozialpädagoge oder Sozialpädagogin an. Die Anforderungen zum Einstieg in die Sozialpädagogik und das Bildungsniveau sind stetig gestiegen, es werden immer komplexere Inhalte vermittelt. Meine kritischen Fragen zu dieser Entwicklung: Kann das grosse Fachwissen in der alltäglichen Erziehungsarbeit auch wirklich umgesetzt werden? Wird nicht sozialkompetenten, lebenserfahrenen und befähigten Menschen mit durchschnittlichem Bildungsstand der Weg in dieses Berufsfeld verbaut? Stehen Ausbildungszertifikate über menschlichen Qualifikationen?
- Was ist in der Heimerziehung heute möglicherweise besser als früher? Ganz sicher wird den einzelnen Kindern und Jugendlichen in den Institutionen mehr Beachtung geschenkt. Das Kleingruppensystem mit einem beständigen

>>

Team kann Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen besser erfassen. Der Zusammenarbeit mit dem sozialen System sowie der nachgehenden Begleitung nach dem Austritt aus der Institution wird oftmals mehr Beachtung geschenkt. Es stehen (massgefertigte) Institutionen und weitere Angebote zur Verfügung, die den Besonderheiten einzelner Kinder und Jugendlichen gerecht werden wollen. Es stehen mehr Mittel und Möglichkeiten zur Verfügung. Das Wissen und die Erkenntnisse über die Bedürfnisse und Möglichkeiten eines Kindes werden vermehrt erforscht und in die Praxis umgeleitet. Es gibt eine Unmenge an Literatur und Methoden, die in Form von Aus- und Weiterbildungen in Institutionen vermittelt und angewendet werden. Ich frage mich aber: Werden die inneren Talente und Fähigkeiten von Kindern und Jugendlichen heute eher erkannt und besser gefördert? Sind die Erziehungserfolge in heutigen Institutionen höher? Integrieren sich die Kinder und Jugendlichen heute besser in die «Normgesellschaft»? Welcher Wert wird auf langjährige Begleitung und Nachbetreuung gelegt?

Was ich erkennen kann, ist, dass die Mittel und Möglichkeiten zur individuellen Förderung von Kindern und Jugendlichen immer noch nur in einem beschränkten Mass genutzt werden.

#### **Eingreifen, bevor viel Glas zerschlagen ist**

Ich denke, wir müssen Möglichkeiten schaffen, um soziale Systeme in schwierigen Situationen früher zu unterstützen, wenn es gewünscht wird. Eine frühe, niederschwellige, präventive und fachliche Unterstützung und Begleitung würde sich letztlich kostensparend auswirken. Aufgrund meiner Erfahrungen ist unser soziales System erst zu Investitionen bereit, wenn sehr viel Glas zerschlagen ist.

In der Begleitung von ehemaligen Kindern und Jugendlichen stelle ich fest, dass in deren Familien Fremdplatzierungen mit einer effizienten Begleitung und Unterstützung vermieden werden können. Auch aus krisengeschüttelten sozialen Systemen können starke Menschen erwachsen. Selbstverständlich muss die Gefährdung der Kinder oder der Jugendlichen analysiert und bei einem Entscheid berücksichtigt werden. Die Kinder und Jugendlichen sind in jedem Fall in den Entscheidungs-



Heimerzieher Bartl: «Was mich zunehmend beschäftigte, war die Tendenz, dass auf zu vielen pädagogischen Handlungsfeldern immer mehr Theorien entwickelt und gelehrt wurden.»

prozess mit einzubeziehen. Neben Beistandschaften (oft negativ vorbelastet) verwende ich oftmals die Form einer freiwilligen Vollmacht, in der all jene Bereiche von der Schweigepflicht befreit werden, welche für die Begleitung in einer aktuellen Situation notwendig sind. Da die Familien diese Vollmacht jederzeit auflösen können, fühlen sie sich nicht der Ohnmacht einer staatlichen oder ähnlichen Autorität ausgesetzt.

Als Supervisor hatte ich Einblick in sehr viele soziale Institutionen, auch in solche, die sich eine bestimmte Methode ins Leitbild geschrieben haben. Aufgrund verschiedener Umstände konnten viele gut gemeinte Ansätze in der Realität nur bedingt

oder kaum umgesetzt werden. Nennen möchte ich die häufigen Personalwechsel, die Teamkonstellationen, die hohen Anforderungen an das Team in der Alltagsbewältigung, die zeitlichen Aufwendungen zur internen Konfliktbewältigung etc.

#### **Schöne Hochglanzprospekte und Leitbilder**

Ich habe viele Hochglanzprospekte gesehen. Leitbilder, Konzepte und Stellenbeschriebe entsprechen allerdings oft nicht dem, was das Papier verspricht. Zerstrittene Teams können oftmals kaum eine verbindliche Struktur schaffen. Selbstverwirklichungstendenzen einzelner Teammitglieder oder Leitungspersonen verhindern oft ein seriöses pädagogisches Arbeiten. Heimleitungen, die sich sehr darum bemühen, ihren Kindern und Jugendlichen beste Voraussetzungen zu schaffen, werden finanziell und ideell nicht unterstützt. Selbstkritik ist die Grundlage jeder Verbesserung. Die Umsetzung tragfähiger und förderlicher Massnahmen bedarf sehr viel Interesse, Goodwill und Unterstützung. ●